

chische Schiffe vor der Stadt erschienen, eine unhaltbare werde. Er verwandte daher einen Teil seiner Boote dazu, täglich eine Anzahl von wehrunfähigen Einwohnern aus Neapolis aufwärts nach Bajä und Cumä zu schaffen, wobei er die Anforderung der Reichen, daß diese Rettungsfahrten nur gegen Bezahlung stattfinden sollten, streng zurückwies und ohne Unterschied Arme wie Reiche in seine rettenden Schiffe aufnahm. Vergebens hatte Totila wiederholt und immer dringender Valeria gebeten, unter dem Schutz von Julius auf diesen Schiffen zu flüchten: noch wollte sie sich nicht von dem Sarge ihres Vaters, noch von dem Geliebten nicht trennen, dessen Lob als des Schirmers der Stadt sie nur zu gern aus aller Munde einfog. Und ruhig fuhr sie fort, in dem väterlichen Hause ihrer Trauer und ihrer Liebe zu leben.

Drittes Kapitel.

In diesen ersten Tagen der Belagerung empfand auch Miriam die höchsten Freuden und die höchsten Schmerzen ihrer Liebe.

Häufiger als je konnte sie sich in des Geliebten Anblick sonnen: denn die Porta Capuana war ein wichtiger Punkt der Befestigung, den der Seegräf oft besuchen mußte. In der Turmstube des alten Isak hielt er täglich mit Graf Uliaris den traurigen Kriegsrat. Dann pflegte Miriam, wann sie die Männer begrüßt und das schlichte Mahl von Früchten und Wein auf den Tisch gestellt, hinunterzuschlüpfen in das enge Gärtlein, das dicht hinter der Turmmauer lag. Der Raum war ursprünglich ein kleiner Hof im Tempel der Minerva, der Mauerbeschützerin, gewesen, der man gern an den Haupttoren der Städte einen Altar errichtete.

Seit Jahrhunderten war der Altar verschwunden: aber noch ragte hier der alte mächtige Olivenstamm, der einst die der Göttin geweihte Statue beschattet hatte: und ringsum dufteten

die Blumen, die Miriams liebevolle Hand hier gepflegt und oft für die Braut des Geliebten gebrochen hatte. Gerade gegenüber dem riesigen Ölbaum, dessen knorrige Wurzeln über die Erde hervorstarren und eine dunkle Öffnung in den Erdgeschossen des alten Tempels zeigten, war von dem Christentum ein großes, schwarzes Holzkreuz angebracht über einem kleinen Betschemel, der aus einer Marmorstufe des Minervatempels gebildet war: man liebte, die Stätten des alten Gottesdienstes dem neuen zu unterwerfen und die alten Götter, die jetzt zu Dämonen geworden, durch die Sinnbilder des siegreichen Glaubens zu verschrecken.

Unter diesem Kreuz saß das schöne Judenmädchen oft stundenlang mit der alten Arria, der halbblinden Witwe des Unterpförtners, die, nach dem frühen Tod von Isaks Weib, wie eine Mutter das Heranblühen der kleinen Miriam mit ihren Blumen in dem öden Gestein der alten Mauern überwacht hatte. Da hatte diese viele Jahre lang still lauschend zugehört, wie die fromme Alte in fleißigem Gebet zu dem Gott der Christen flehte: und unwillkürlich war so mancher Strahl der mildern, hellern Liebeslehre des Nazareners in das Herz der Heranwachsenden gedrungen.

Jetzt, da Alter und Erblindung die Witwe hilfsbedürftig gemacht, vergalt Miriam mit liebevoller Treue der Pflegerin ihrer Kindheit. Mit Rührung nahm Arria diese Treue hin; ihr altes Herz umschloß mit Dank und Liebe und Mitleid das herrliche Geschöpf, dessen mächtige Liebe zu dem jungen Götten sie längst erkannt und beklagt, aber nie gegenüber der scheuen Jungfrau berührt hatte.

Am Abend des dritten Tages der Belagerung schritt Miriam nachdenklich die breiten Mauerstufen nieder, die von der Turmpforte in den Garten führten: ihr edles, seelentiefes Auge glitt, in ernstes Sinnen verloren, über die duftigen Blumen der Beete hin: auf der letzten Stufe blieb sie träumend stehen, die linke Hand auf den Mauerrand lehrend. Arria kniete auf dem

Betschemel, ihr den Rücken wendend, und betete laut. Sie würde die Nahende nicht bemerkt haben, wenn nicht geflügeltes Leben plötzlich den stillen Hof beseelt hätte: denn in den breiten Zweigen der Olive nisteten die schönsten, weißen Tauben, der einsamen Miriam einzige Gespielinnen. Als diese die vertraute Gestalt auf den Stufen erscheinen sahen, erhoben sie sich alle, in schwirrendem Flug ihr Haupt umschwärmend; eine ließ sich auf des Mädchens linke Schulter nieder, die andre auf das feine Gelenk der Rechten, die Miriam, aus ihrem Traume geweckt, lächelnd ausstreckte.

„Du bist's, Miriam! deine Tauben verkünden dich!“ sprach Arria sich wendend. Und das schöne Mädchen stieg die letzte Stufe nieder, langsam, die Vögel nicht zu verschrecken: die Abendsonne fiel durch die Blätter der Olive auf ihre pfirsichroten Wangen: es war ein lieblich Bild.

„Ich bin's, Mutter!“ sagte Miriam, sich zu ihr setzend. „Und ich hab' eine Bitte. Wie lautet,“ fragte sie leiser, „dein Spruch vom Leben nach dem Tode, dein Glaubensspruch? — ich glaube an die Gemeinschaft“ — —

„An die Gemeinschaft der Heiligen, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ — Wie kommst du auf diese Gedanken.“

„Ei nun,“ sagte Miriam, „mitten im Leben stehen wir im Tode, sagt der Sänger von Zion. Und jetzt wir besonders! Fliegen nicht täglich Pfeile und Steine in die Straßen? Aber — ich will noch Blumen pflücken!“ sprach sie wieder aufstehend.

Arria schwieg einen Augenblick. „Jedoch der Seegrab war heute schon da: mir ist, ich hätte seine helle Stimme gehört.“

Miriam errötete leicht. „Sie sind nicht für ihn,“ — sprach sie dann ruhig — „für sie.“ — „Für sie?“ — „Ja, für seine Braut. Ich habe sie heute zum erstenmal gesehen. Sie ist sehr schön. Ich will ihr Rosen schenken.“ — „Du hast sie gesprochen. Wie ist sie geartet?“

„Nur gesehen, sie bemerkte mich nicht. Ich schlich schon lange um den Palast der Valerier, seit sie hier ist. Heute ward sie in die Säufte gehoben, sie ward in die Basilika getragen. Ich lehnte hinter der Säule ihres Hauses.“

„Nun, ist sie seiner würdig?“

„Sie ist sehr schön. Und vornehm. Und Flug sieht sie aus: auch gut. Aber,“ seufzte Miriam, „nicht glücklich. Ich will ihr Rosen schenken. — Mutter,“ sagte sie, nach einiger Zeit sich wieder mit ihren duftigen Blumen zu ihr setzend, „was bedeutet das: die Gemeinschaft der Heiligen. Sollen nur die Christen dann beisammen leben? Nein, nein!“ fuhr sie fort, ohne die Antwort abzuwarten, „das kann nicht sein. Entweder alle, alle Guten oder“ — und sie seufzte. „Mutter, in den Büchern Mosis steht nichts davon, daß die Menschen erwachen aus dem Tode. Oh, und es wäre auch so schrecklich nicht,“ sprach sie, die Rosen zusammenfügend, „endlich ausruhn! Ganz ausruhn! In süßer, stiller, traumloser Nacht. Ausruhn vom Leben! Denn gibt es Leben ohne Schmerz? ohne Sehnen? ohne leisen, niegestillten Wunsch? Ich kann's nicht denken.“

Und sie hielt inne im Flechten ihres Kranzes und stützte das Haupt auf das Handgelenk. Die Tauben flogen weg: denn die Herrin achtete ihrer nicht.

„Den Seinen hat der Herr,“ sprach Arria feierlich, „die selige Stätte bereitet: sie wird nicht mehr hungern noch dürsten. Es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne, oder irgendeine Hitze. Dem Gott der Herr wird sie leiten zu dem lebendigen Wasserbrunnen und abwischen alle Tränen von ihren Augen.“

„Alle Tränen von ihren Augen,“ sprach Miriam nach. „Rede weiter. Es klingt so gut.“

„Dort werden sie leben, wunschlos, den Engeln gleich: und sie werden Gott schauen, und sein Friede wird Palmenschatten über sie breiten: sie werden vergessen Haß und Liebe und Schmerz und alles, was ihre Herzen bewegt auf Erden. Und ich habe viel gebetet, Miriam, für dich: und auch deiner wird

sich der Herr erbarmen und dich versammeln zu den Seinen.“

Aber Miriam schüttelte leise das Haupt. „Nein, Arria, da ist fast besserer Trost der ewige Schlaf. Denn wie kann deine Seele lassen von dem, was deiner Seele Leben ist? Wie kannst du abtun dein tiefstes Sein und doch dieselbe bleiben? Wie soll ich selig sein und vergessen, was ich liebe? Ach, nur das, daß wir lieben, ist ja des Lebens wert. Und häßt' ich zu wählen: hier alle Seligkeit des Himmels und sollte abtun meines Herzens einzig Gut: oder behalten meines Herzens Liebe mit all ihrer ewigen Sehnsucht, — ich neidete den Seligen ihren Himmel nicht. Ich wählte meine Liebe und mein Weh.“

„Kind, sprich nicht so! lästere nicht. Sieh, was geht über Mutterliebe? nichts auf Erden! Doch wird auch sie im Himmel nicht mehr leben! Die Liebe, die das Mädchen zieht zum Mann, sie ist ein Traum von Gold. Mutterliebe ist ein ehern Band, das ewig schmerzend bindet. O mein Jucundus, mein Jucundus! Möchtest du bald wiederkommen, daß ich dich noch schauen kann hienieden, eh meine Augen volle Nacht bedeckt. Denn droben im Himmelreich wird auch die Mutterliebe untergehen in der ewigen Liebe Gottes und der Heiligen. Und doch möcht' ich ihn noch einmal fassen und umfangen und mit den Händen befasten sein geliebtes Haupt. Und höre nur, Miriam: ich hoffe und vertraue: bald, bald werd' ich ihn wiedersehen.“

„Du darfst mir nicht sterben, Arria.“ — „Nein, so mein' ich's nicht! hier auf Erden noch muß ich ihn wiedersehen. Ich muß ihn wiederkommen sehen des Weges, den er gegangen.“

„Mutter,“ sagte Miriam sanft, wie man einem Kinde einen Wahn ausredet, „wie magst du noch immer daran glauben! Dein Jucundus ist seit dreißig Jahren verschwunden!“

„Und doch kann er wiederkommen! Es ist nicht möglich, daß der Herr all meiner Tränen nicht geachtet, all meiner Gebete. Was war er für ein braver Sohn! Mit seiner Hände Arbeit ernährte er mich, bis er erkrankte und Art und Schaufel nicht mehr führen konnte: und wir litten Not. Da sprach er:

„Mutter, ich kann's nicht mehr mit ansehen, daß du darbest. Du weißt, in den Gängen des alten Tempels, dort unter dem Olivenstamm, sind Schätze der Heidenpriester vergraben: der Vater drang einmal hinein und brachte eine goldene Spange zurück. Ich will hineinschlüpfen, so tief ich kann, ob ich von dem verborgnen Gold nichts finde: und Gott wird mich beschützen.“ — Und ich sagte Amen. Denn die Not war schwer: und ich wußte wohl, der Herr werde den frommen Sohn der Wittve behüten.

Und wir beteten miteinander eine Stunde, hier vor dem Kreuz. Und dann erhob sich mein Jucundus und drang in die Höhlung dort unter den Wurzeln der Olive. Ich horchte dem Schall seiner Bewegungen, bis er verhallte.

Er ist noch immer nicht zurückgekommen.

Aber tot ist er nicht! O nein! Kein Tag vergeht, daß ich nicht denke: heut' führt ihn Gott zurück. War nicht auch Joseph fern lange Jahre in Aegyptenland? und doch haben Jakobs Augen ihn wiedergesehen. Und mir ist, heut' oder morgen sehe ich ihn wieder. Denn heute nacht im Traum hab' ich ihn gesehen, wie er im weißen Gewand herausschwebte aus der Höhlung dort: und beide Arme breitete er aus: und ich rief ihn beim Namen, und wir waren vereint auf ewig. Und so wird's werden: denn der Herr erhöret das Flehen der Betrübtten, und wer ihm traut, wird nicht zuschanden werden.“

Und die Alte erhob sich, drückte Miriams Hand und ging in ihr kleines Häuschen.

Allmählich war der Mond voll aufgegangen und erhellte zauberisch das enge Gärtchen, in das des Turmes schwere Schatten fielen: und stark dufteten die Rosen. Miriam stand auf und blickte an dem Kreuz empor. „Welch mächtiger Glaube! welch lebendiger Trost! welch milde Lehre! Ist es so? Ist der Mann, der dort am Kreuz in Todesweh das Haupt gebeugt, ist er der Messias? Ist er aufgefahren gen Himmel und sorget für die Seinen, wie ein Hirt, der seine Lämmer

weidet? — — — Ich aber zähle nicht zu seiner Herde! In jenem Trost hat Miriam keinen Teil. Mein Trost ist meine Liebe mit all ihrem Weh: sie ist meine Seele selbst geworden. Und ich sollte einst dort oben über den Sternen hinschweben, ohne diese Liebe? Dann wär' ich nicht Miriam mehr! Oder soll ich sie mit hinauftragen: und wieder zurückstehen? und wieder durch alle Ewigkeit die Römerin an seiner Seite sehen? Sollen sie dort wohnen und wandeln in der Fülle des Glanzes und ich im trüben Nebel einsam folgen und nur von ferne leuchten sehen den Saum seines weißen Gewandes? Nein, o nein, viel besser, wie meine Blumen hier, erblühen am Sonnenblick der Liebe, duften und glühen eine kurze Weile, bis sie die Sonne versengt, die sie geweckt und geopfert hat: und vertvehen in ewige Ruhe, nachdem der weiche, süße, unselige Drang nach dem Lichte gebüßt . . ." — —

„Gute Nacht, Miriam, lebe wohl!“ rief eine melodische Stimme.

Und fast erschrocken blickte sie auf: und sah noch des Götten weißen Mantel vor der Treppe um die Ecke verschwinden. Uliaris ging nach der entgegengesetzten Seite. Rasch sprang sie die Stufen hinan und sah dem weißen Mantel, der silbern im Mondlicht glänzte, nach, lang, lang, bis er verschwand in fernen Schatten.

Viertes Kapitel.

Alle Tage zweimal traten so Uliaris und Totila zusammen, berichteten ihre Erfolge, ihre Verluste und prüften ihre Aussichten zur Rettung der Stadt.

Aber am zehnten Tage der Belagerung etwa rasselte Uliaris vor Tagesanbruch auf das Verdeck von Totilas „Admiralsschiff“, eines morschen Muränenfängers, wo der Seegraf von Neapel, von einem zerfetzten Segel gedeckt, schlief. „Was ist?“ rief Totila auffahrend, noch im Traum, „der Feind? wo?“

— „Nein, mein Junge, diesmal ist's noch Uliaris, nicht Belisfar, der dich weckt. Aber lange, beim Strahl, wird's nicht mehr dauern.“ — „Uliaris, du blutest — dein Kopf ist verbunden!“ — „Bah, war nur ein Streifspieß! Zum Glück kein giftiger. Ich holt' ihn mir heut' nacht. Du mußt wissen: die Dinge stehen schlecht, schlechter als je seit gestern. Der blutige Johannes, Gott hau' ihn nieder, gräbt sich wie ein Dachs an unser Kastell Liberii: und hat er das, dann: gute Nacht, Neapolis! Gestern abend hat er eine Schanze auf dem Hügel über uns vollendet und wirft uns Brandpfeile auf die Köpfe. Ich wollt' ihn heute nacht aus seinem Bau werfen, ging aber nicht. Sie waren sieben gegen einen, und ich gewann nichts damit als diesen Schuß vor meinen grauen Kopf.“

„Die Schanze muß weg,“ sagte Totila nachsinnend.

„Den Teufel auch, aber sie will nicht!“

Allein mehr. Die Bürger, die Einwohner fangen an, schwierig zu werden. Täglich schießt Belisfar hundert stumpfe Pfeile mit seinem „Aufruf zur Freiheit!“ herein. Die wirken mehr noch als die tausend scharfen. Schon steigt hier und da ein Steinvurf von den Dächern auf meine armen Burschen. Wenn das wächst — —! — Wir können nicht mit tausend Mann vierzigtausend Griechen draußen abhalten und dreißigtausend Neapolitaner drinnen: drum meine ich“ — und sein Auge blickte finster —

„Was meinst du?“

„Wir brennen ein Stück der Stadt nieder! Die Vorstadt wenigstens . . .“ —

„Damit uns die Leute lieber gewinnen? Nein, Uliaris, sie sollen uns nicht mit Recht Barbaren schelten. Ich weiß ein besser Mittel — sie hungern: ich habe gestern vier Schiffsladungen Öl und Korn und Wein hereingeführt, die will ich verteilen.“ — „Öl und Korn, meinethalben! aber den Wein, nein! Den fordre ich für meine Götten, die trinken schon lang Bisternenwasser, pfui Teufel!“ — „Gut, durstiger Held, ihr

sollt den Wein für euch haben.“ — „Nun? Und noch keine Botschaft von Ravenna? von Rom?“ — „Keine! Mein fünfter Bote ist gestern fort.“ — „Gott hau' ihn nieder, unsern König.“

Höre Totila, ich glaube nicht, daß wir lebendig aus diesen wurmstichigen Mauern kommen!“

„Ich auch nicht!“ sagte Totila ruhig und bot seinem Gast einen Becher Wein.

Uliaris sah ihn an: dann trank er und sagte: „Goldjunge, du bist echt und dein Cäkuber auch. Und muß ich hier umkommen, wie ein alter Bär unter vierzig Hunden, — mich freut's doch, daß ich dich dabei so gut kennen gelernt: dich und deinen Cäkuber.“ Mit dieser rauhen Freundlichkeit stieg der graue Bote vom Verdeck.

Totila schickte den Leuten im Kastell Wein und Korn, und sie labten sich herzlich daran. Als aber Uliaris am andern Morgen aus dem Turm des Kastells lugte, rieb er sich die Augen. Denn auf der Hügelchanze wehte die blaue gotische Fahne. Totila war in der Nacht im Rücken der Feinde gelandet und hatte das Werk in kühnem Anlauf genommen.

Aber diese neue Reckheit reizte den ganzen Horn Belisars. Er schwur, den verwegnen Planken ein Ende zu machen um jeden Preis. Höchst erwünscht trafen ihm zur Stunde die vier Kriegsschiffe von Sizilien her auf der Höhe von Neapolis ein. Er befahl, sie sollten sofort in den Hafen von Neapolis dringen und den Seeräubern das Handwerk legen. Stolz rauschten noch am Abend des gleichen Tages die vier mächtigen Trieren heran und legten sich an der Einfahrt des Hafens vor Anker. Belisar selbst eilte mit seinem Gefolge an die Küste und freute sich, die Segel von der Abendsonne vergoldet zu sehen: „Die aufgehende Sonne sieht sie in den Hafen der Stadt fahren trotz jenem Tollkopf,“ sprach er zu Antonina, die ihn begleitete, und wandte seinen Schecken zurück nach dem Lager.

Noch hatte er am andern Morgen das Feldbett nicht ver-

lassen — Prokopius, sein Rechtsrat, stand vor ihm und las ihm den entworfenen Bericht an Justinian — da erschien in seinem Zelt Chanaranges, der Perser, der Führer der Leibwächter, und rief: „Die Schiffe, Feldherr, die Schiffe sind genommen.“

Wütend sprang Belisar aus den Decken und rief: „Der soll sterben, der das sagt.“

„Besser wäre es,“ meinte Prokopius, „der stürbe, der es getan.“ — „Wer war es?“ — „Ach Herr, der junge Bote mit blitzenden Augen und dem leuchtenden Haar.“ — „Totila!“ sprach Belisar, „schon wieder Totila.“

„Die Bemannung lag zum Teil am Strand, bei meinen Vorposten, zum Teil schlaftrunken unter Deck. Plötzlich, um Mitternacht, wird's lebendig ringsum, als wären hundert Schiffe aus der Tiefe des Meeres getaucht.“ — „Hundert Schiffe! Zehn Ruffschalen hat er!“ — „Im Augenblick und lang, eh' wir vom Strand zu Hilfe kommen können, sind die Schiffe geentert, die Leute gefangen, eine der Trieren, deren Ankertau nicht rasch zu kappen war, in Brand gesteckt, die andern drei nach Neapolis geführt.“

„Sie sind noch früher in den Hafen gekommen, als du dachtest, o Belisar,“ sprach Prokopius. Aber Belisar hatte sich jetzt wieder ganz in der Gewalt. „Nun hat der fecke Knabe Kriegsschiffe! nun wird er unerträglich werden. Jetzt muß ein Ende werden.“ Er drückte den prächtigen Helm auf das majestätische Haupt: „Ich wollte der Stadt, der römischen Einwohner schonen: es geht nicht länger. Prokopius, geh und entbiete hierher die Feldherren Magnus, Demetrius und Constantianus, Bessas und Ennes, und Martinus, den Geschützmeister; ich will ihnen zu tun geben vollauf. Sie sollen ihres Sieges nicht froh werden, die Barbaren, sie sollen Belisar kennen lernen.“

Als bald erschien im Zelte des Oberfeldherrn ein Mann, der trotz des Brustpanzers, den er trug, mehr einem Gelehrten als einem Krieger glich. Martinus, der große Mathematiker, war eine friedliche, sanfte Natur, die lange im stillen Studium des

Euklid ihre Seligkeit gefunden. Er konnte kein Blut sehen und keine Blume knicken. Aber seine mathematischen und mechanischen Studien hatten ihn eines Tages dahin geführt, eine neue Wurfmaschine von furchtbarer Schleuderkraft, wie im Vorbeigehen, zu erfinden; er legte den Plan Belisar vor, und dieser, entzückt, ließ ihn gar nicht mehr in sein Studierzimmer zurück, sondern schleppte ihn sofort zum Kaiser und zwang ihn „Geschützmeister des Magister Militum per Orientem“, d. h. eben Belisars, zu werden; er erhielt einen glänzenden Sold und war kontraktlich verpflichtet, jedes Jahr eine neue Kriegsmaschine herzustellen. Mit Seufzen ersann nun der sanfte Mathematiker jene gräßlichen Zerstörungswerkzeuge, welche die Wälle der Festen, die Lore der Burgen niederschmetterten, unlösbares Feuer in die Städte der Feinde Justinians schleuderten und Menschen zu vielen Tausenden niederrafften. Er that wohl jedes Jahr seine Freude an der mathematischen Aufgabe, die er in unermüdlichem Fleiß sich stellte: aber war nun die Aufgabe gelöst, so dachte er mit Schaudern an die Wirkungen seiner Gedanken. Mit trauriger Miene erschien er deshalb vor Belisar.

„Martine, Zirkeldreher,“ rief dieser ihm zu, „zeig deine Kunst! Wie viele Katapulten, Ballisten, Wurfmaschinen im ganzen haben wir?“ — „Dreihundertfünfzig, Herr!“ — „Gut! Verteile sie um unsre ganze Belagerungslinie! Oben im Norden, bei der Porta Capuana und bei dem Kastell, die Mauerbrecher gegen die Wälle! Sie müssen nieder und wären sie Diamant. Vom Mittellager aus richte die Geschosse von oben, im Bogenwurf, in die Straßen der Stadt. Biete alle Kraft auf, setze keinen Augenblick aus, vierundzwanzig Stunden lang! Laß die Truppen sich ablösen. Laß alle Werkzeuge spielen.“

„Alle, Herr?“ sprach Martinus. „Auch die neuen? Die Pyrobollisten, die Brandgeschosse?“ — „Auch die! die zumeist!“ — „Herr, sie sind gräßlich! du kennst noch ihre Wirkung nicht.“

— „Wohlan! Ich will sie kennen lernen und erproben.“ — „An dieser herrlichen Stadt? An des Kaisers Stadt? Willst du Justinian einen Schutthaufen erobern?“ Die Seele Belisars war edel und groß.

Er war unwillig über sich, über Martinus, über die Goten. „Kann ich denn anders?“ zürnte er, „diese eisenköpfigen Barbaren, dieser tolldreiste Totila zwingen mich ja. Fünfmal hab' ich ihnen Ergebung angeboten. Es ist Wahnsinn! Nicht dreitausend Mann stecken in den Wällen. Beim Haupte Justinians! warum stehen die dreißigtausend Neapolitaner nicht auf und entwaffnen die Barbaren?“

„Sie fürchten wohl deine Hunnen ärger als ihre Goten,“ meinte Prokop. „Schlechte Patrioten sind sie! Vorwärts Martinus! In einer Stunde muß es brennen in Neapolis.“

„In kürzerer Zeit,“ seufzte der Geschützmeister, „wenn es denn doch sein muß. Ich habe einen kundigen Mann mitgebracht, der uns viel helfen kann und die Arbeit vereinfachen: er ist ein lebendiger Plan der Stadt. Darf ich ihn bringen?“

Belisar winkte, und die Wache rief einen kleinen, jüdisch aussehenden Mann herein. „Ah, Jochem, der Baumeister!“ sprach Belisar. „Ich kenne dich wohl, von Byzanz her. Du wolltest ja die Sophienkirche bauen. Was ward daraus?“ „Mit eurer Gunst, Herr: nichts.“ — „Warum nichts?“

„Mein Plan belief sich nur auf eine Million Centenare Goldes: das war der kaiserlichen Heiligkeit zu wenig. Denn je mehr eine Christenkirche gekostet, desto heiliger und gottgefälliger ist sie. Ein Christ forderte das Doppelte und erhielt den Auftrag.“

„Aber ich sah dich doch bauen in Byzanz?“

„Ja, Herr, mein Plan gefiel dem Kaiser doch! Ich änderte ein wenig, nahm die Altarstelle heraus und baute ihm danach eine Reitschule.“

„Du kennst Neapolis genau? Von außen und innen?“

„Von außen und innen. Wie meinen Geldsack.“

„Gut, du wirst dem Strategen die Geschütze richten gegen die Wälle und in die Stadt. Die Häuser der Gotenfreunde müssen zuerst nieder. Vorwärts! mache deine Sache gut! sonst wirst du gepöhl. Fort!“ — „Die arme Stadt!“ seufzte Martinus. „Aber du sollst sehen, Jochem, die Pyrobollisten, sie sind höchst genau — und sie gehen so leicht — ein Kind kann sie loslassen! Und sie wirken allerliebste.“

Und nun begann entlang dem ganzen Lager eine ungeheure und verderbenschwangere Tätigkeit. Die Gotenwachen auf den Zinnen sahen herab, wie die schweren Kolosse, die Maschinen mit zwanzig bis dreißig Rössen, Kamelen, Eseln, Rindern bespannt längs den Mauern hingezogen und auf der ganzen Linie verteilt wurden. Besorgt eilten Totila und Uliaris auf die Wälle und suchten, Gegenmaßregeln zu treffen. Säcke mit Erde wurden an den von den Mauerbrechern bedrohten Stellen herabgelassen: Feuerbrände bereitgehalten, die Maschinen, wann sie nahen, in Brand zu stecken; siedendes Wasser, Pfeile und Steine gegen die Bespannung und die Bedienung gerichtet: und schon lachten die Goten der feigen Feinde, als sie bemerkten, wie die Maschinen, weit außer der gewohnten Schußweite und den Belagerten völlig unerreichbar, Halt machten.

Aber Totila lachte nicht.

Er erschrak, wie die Byzantiner ruhig die Bespannung abschirrten und ihre Maschinen spannten. Noch war kein Geschöß entsandt.

„Nun?“ spottete der junge Uigila neben Totila, „wollen sie uns von da aus beschießen? Doch lieber gleich von Byzanz her übers Meer! Es wäre noch sicherer!“ Er hatte noch nicht ausgederhet, als ein vierzigpfündiger Stein ihn und die ganze Jinne, auf der er stand, herunterschmetterte: Martinus hatte die Tragweite der Ballisten verdreifacht. Totila sah ein, daß sie völlig widerstandslos sich von den Feinden mit Geschößen überhageln lassen mußten.

Entsetzt sprangen die Goten von den Wällen herab und

suchten Schutz in den Straßen, den Häusern, den Kirchen. Vergebens! Tausende und Tausende von Pfeilen, Speeren, schweren Balken, Steinen, Steinkugeln sausten und piffen im sichern Bogenschuß auf ihre Köpfe: ganze Felstrümmer kamen geflogen und schlugen krachend durch Holzwerk und Gefäßel der festesten Dächer, während im Norden gegen das Kastell unaufhörlich der Sturmbock mit seinen zermürbenden Stößen donnerte. Indes der dichte Hagel der Geschöße buchstäblich die Luft verfinsterte, betäubte das prasselnde Niederfallen der Steine, das brechende Gebälk, die zerschmetterten Zinnen und der Weheschrei der Getroffenen das Ohr mit furchtbarem Lärm. Erschrocken flüchtete die zitternde Bevölkerung in die Keller und Gewölbe ihrer Häuser, Belisar und die Goten um die Wette verfluchend.

Aber noch hatte die bebende Stadt das Argste nicht erfahren.

Auf dem Marktplatz, dem Forum des Trajan, nahe dem Hafen, stand ein ungedecktes Haus, eine Art Schiffsarsenal, mit altem wohlgetrocknetem Holz, Berg, Flachs, Leer und dergleichen vollgefüllt. Da kam zischend und dampfend ein seltsames Geschöß gefahren, traf in das Holzwerk, und im Augenblick, da es niederfiel, schlug hellauflodern die Flamme hervor und verbreitete sich, von dem Schiffsmaterial genährt, mit Windeseile. Jubelnd begrüßten draußen die Belagerer den hochaufwirbelnden Qualm und richteten eifrig die Geschöße nach der Stelle, das Löschen zu hindern.

Belisar ritt zu Martinus heran. „Gut,“ rief er, „Mann der Zirkel, gut! Wer hat das Geschöß gerichtet?“ — „Ich,“ sprach Jochem, „o ihr sollt zufrieden sein mit mir. Gebt acht! Seht ihr da, rechts von der Brandstätte, das hohe Haus mit den Statuen auf flachem Dach? Das ist das Haus der Valerier, der größten Freunde des Volkes von Edom. Gebt acht! Es soll brennen.“

Und tausend fuhr der Brandpfeil durch die Luft, und bald darauf schlug eine zweite Flamme aus der Stadt gen Himmel.

Da sprengte Prokop heran und rief: „Belisarius, dein Feldherr Johannes läßt dich grüßen: das Kastell des Liberius brennt, der erste Wall liegt nieder.“ Und so war es, und bald standen vier, sechs, zehn Häuser in allen Theilen der Stadt in vollen Flammen.

„Wasser!“ rief Totila, durch eine brennende Straße nach dem Hafen sprengend, „heraus, ihr Bürger von Neapolis! Löscht eure Häuser. Ich kann keinen Goten von dem Wall lassen. Schafft Fässer aus dem Hafen in alle Straßen! Die Weiber in die Häuser! — was willst du, Mädchen? laß mich — Du bist's, Miriam? Du hier? Unter Pfeilen und Flammen? Fort, was suchst du?“

„Dich,“ sprach das Mädchen. „Erschrick nicht. Ihr Haus brennt. Aber sie ist gerettet.“

„Valeria! um Gott, wo ist sie?“ — „Bei mir. In unserm dichtgewölbten Turm: dort ist sie sicher. Ich sah die Flammen aufsteigen. Ich eilte hin. Dein Freund mit der sanftesten Stimme trug sie aus dem Schutt: er wollte mit ihr in die Kirche. Ich rief ihn an und führte sie unter unser Dach. Sie blutet. Ein Stein hat sie verletzt, an der Schulter. Aber es ist ohne Gefahr. Sie will dich sehen. Ich kam, dich zu suchen!“

„Kind, Dank! Aber komm! komm fort von hier!“

Und rasch faßte er sie und schwang sie vor sich auf den Sattel. Zitternd schlang sie beide Arme um seinen Nacken. Er aber hielt schützend mit der Linken den breiten Schild über ihr Haupt, und im Sturm sprengte er mit ihr durch die dampfende Straße nach der Porta Capuana.

„D jetzt — jetzt sterben — sterben an seiner Brust, wenn nicht mit ihm!“ betete Miriam.

Im Turme traf er Valeria, auf Miriams Lager gestreckt, unter Julius' und ihrer Sklavinnen Hut. Sie war bleich und geschwächt vom Blutverlust, aber gefaßt und ruhig. Totila flog an ihre Seite: hochklopfenden Herzens stand Miriam am Fenster und sah schweigend hinaus in die brennende Stadt. —

Raum hatte sich Totila überzeugt, daß die Vertreibung ganz leicht, als er aufsprang und rief: „Du mußt fort! so gleich! in dieser Stunde! In der nächsten vielleicht erstürmt Belisar die Wälle. Ich habe alle meine Schiffe nochmals mit Flüchtenden gefüllt: sie bringen dich nach Capeta, von da weiter nach Rom. Eile dann nach Tagina, wo ihr Güter habt. Du mußt fort! Julius wird dich begleiten.“

„Ja,“ sprach dieser, „denn wir haben einen Weg.“

„Einen Weg? wohin willst du?“

„Nach Gallien, in meine Heimat. Ich kann den furchtbaren Kampf nicht länger mit ansehen. Du weißt es selbst: ganz Italien erhebt sich gegen euch, für eure Feinde: Meine Mitbürger fechten unter Belisar: soll ich gegen sie, soll ich gegen dich meinen Arm erheben? Ich gehe.“

Schweigend wandte sich Totila zu Valeria.

„Mein Freund,“ sagte diese, „mir ist: der Glückstern unsrer Liebe ist erloschen für immer! Raum hat mein Vater jenen Eid mit vor Gottes Thron genommen, so fällt Neapolis, die dritte Stadt des Reichs.“

„So traust du unserm Schwerte nicht?“

„Ich traue eurem Schwert, — nicht eurem Glück! Mit den stürzenden Balken meines Vaterhauses sah ich die Pfeiler meiner Hoffnung fallen. Leb' wohl, zu einem Abschied für lange. Ich gehorche dir. Ich gehe nach Tagina.“

Totila und Julius eilten mit den Sklaven hinaus, Plätze in einer der Trieren zu sichern.

Valeria erhob sich vom Lager: da eilte Miriam herzu, ihr die glänzenden Sandalen unter die Füße zu binden.

„Laß, Mädchen! du sollst mir nicht dienen,“ sprach Valeria. — „Ich tue es gern,“ sagte diese flüsternd. „Aber gönne mir eine Frage.“ Und mit Macht traf ihr blitzendes Auge die ruhigen Züge Valerias. „Du bist schön und klug und stolz — aber sage mir, liebst du ihn? — du kannst ihn jetzt verlassen!“